

## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

### **Herr Müller, in welchem Milieu wuchsen Sie auf?**

Ich wurde 1945 in Österreich geboren, wo ich bis zu meinem neunzehnten Lebensjahr lebte. Ich wuchs auf dem Land auf und hätte gern den Bauernhof meines Großvaters übernommen – doch wie das verwandtschaftsethnologisch so ist, übernahm der »Mutterbruder« den Hof. Erst sagte mein Großvater, der sehr katholisch war, ich solle Bauer werden, doch als ich aufs Gymnasium kam, meinte er, wenn ich da Latein lerne, könne ich Kardinal werden. Aus beiden Optionen ist nichts geworden. Meine schulische Ausbildung war sehr gut, ich besuchte ein Internat, an dem ich auch meine Matura - das österreichische Abitur - machte. Solche Einrichtungen sind in Österreich ja vor allem für Kinder aus geschiedenen Ehen, armen Familien, oder eben für begabte Schüler. Ich lernte Latein und vor allem auch Französisch, was meine späteren Vorlieben natürlich sehr beeinflusste. Nach der Matura hatte ich noch den Militärdienst zu bewältigen. Ursprünglich sollte ich wegen meiner Stimme und meinen sportlichen Leistungen Offizier werden, doch glücklicherweise bekam ich noch rechtzeitig die Kurve. Durch meinen Vater, der in Deutschland lebte, erhielt ich dann die Möglichkeit, in Heidelberg zu studieren.



### **Wurden Sie der erste Akademiker Ihrer Familie?**

Mein Vater war ebenfalls Akademiker, er hatte Mathematik studiert. Da meine Eltern jedoch geschieden waren, übte er eher geringen Einfluss auf mich aus – er war der „Vater in der Ferne“, wie es immer hieß. In der Steiermark, wo ich meine ersten Jahre verbrachte, lernte ich eher das einfache und bäuerliche Alltagsleben kennen.

### **Was waren Ihre Interessen als Jugendlicher?**

Auf der einen Seite trieb ich sehr viel Sport und lebte in diesem Internat, aus dem man nur jedes zweite Wochenende herauskam. Das war schon eine ziemlich strenge Sache, der Ort stand in der Tradition der alten Kadettenanstalten, die es bis zum Ersten Weltkrieg oft in Österreich gab. Mich interessierten aber auch Sprachen und Geschichte, ich las zum Beispiel mit Begeisterung die Sagen des Altertums. Auch die ganzen Reiseberichte, die weit über Karl May hinausgehen, faszinierten mich. Die Klassiker fand ich ebenfalls spannend: Goethe, Schiller, Grillparzer. Vieles davon wurde uns in der Schule vermittelt, es herrschte wirklich ein hohes Niveau. Die katholische Prägung war relativ gering, obwohl wir nur Jungen waren und man Frauen höchstens in der Küche zu sehen bekam, wo sie in riesigen Töpfen Suppe kochten. Später, beim Studium, merkte ich dann schon, dass ich da Nachholbedarf hatte.

### **Wussten Sie denn nach der Matura bereits, was Sie studieren wollen?**

Ich interessierte mich wie gesagt für Sprachen, ebenso für Literatur und Geschichte. Ich hatte sehr viele französische Romane gelesen, gleichzeitig befasste ich mich auch intensiv mit Gedichten. Mein Vater, der an der Universität in Heidelberg als Professor für Mathematik tätig war, lud mich 1964 für einen Sommer zu sich ein. Das war der schönste Sommer meines Lebens, ich war neunzehn Jahre alt und die Welt stand mir offen. Ich erzählte ihm, dass ich vielleicht Geschichte studieren wolle, doch das war ihm zu allgemein. Ich hatte jedoch keine konkreteren Vorstellungen und wusste nur, dass es nicht unbedingt die europäische Geschichte sein müsse. Daraufhin meinte er, wenn ich Sprachen spannend fände, könnte ich ostasiatische Geschichte und Chinesisch studieren. Ich dachte mir: »Ja, warum nicht? Wenn Du zum ersten Mal in die Welt hinausgehst und sozusagen dein Gefängnis verlässt, dann pack es an und mach was draus.«

In diesem Sommer stellte mein Vater mich auch dem Sinologen Professor Wolfgang Bauer vor. Dieser war damals erst dreiunddreißig Jahre alt und wirkte sehr jugendlich. Er sagte zu mir, dass ich mich einfach ausprobieren sollte, und seine Leichtigkeit überzeugte mich total. Er war ein lebendiger und offener Mensch, das beeindruckte mich. Also begann ich, im Wintersemester 1964/65 Sinologie im Hauptfach zu studieren. Es war toll, dass mein Vater mich so stark förderte, dafür bin ich ihm sehr dankbar. Er war ja als Logiker auch an Philosophie interessiert und empfahl mir, die Seminare

von Gadamer und Karl Löwith zu besuchen. Das war wirklich eine wichtige und - vor allem dank Löwith, der in Japan im Exil gewesen war - auch inspirierende Zeit.

Insgesamt studierte ich vier Semester in Heidelberg, wobei die Sinologie natürlich den meisten Platz einnahm, denn ich musste ja auch die Sprache lernen. Wir waren damals vielleicht fünfzehn bis zwanzig Haupt- und Nebenfachstudenten am Institut, doch das dünnte im Laufe der Zeit aus. Es gab einen guten Zusammenhalt und die jüngeren Studenten bekamen Unterstützung von den älteren. Die Professoren sagten, zu welchen Themen man Aufsätze und Referate vorbereiten sollte, an welche Kollegen man sich wenden kann, welche Literatur möglichst gelesen wird. Dieses Studium war wirklich ein Glücksfall für mich, ich stieg voll ein und fühlte mich geradezu beflügelt. Ich lernte klassisches Chinesisch, das war damals noch nahezu identisch mit der Sinologie – modernes Chinesisch lernte man kaum.

Es gab bei mir allerdings ein Manko: In der Schule hatte ich kein Englisch gelernt, sondern Russisch. Erst als Student wurde mir die englische Sprache durch die Lektüre der Aufsätze näher gebracht, die ich ins Deutsche übersetzte. So erwarb ich die Grundlagenkenntnisse. Durch meinen Vater erhielt ich schließlich die Möglichkeit, in London für ein Jahr an der School of Oriental and African Studies (1966/67) zu studieren. Ich erinnere mich noch, dass sich auch die Ankunft in Großbritannien wie die Öffnung einer ganz anderen Welt anfühlte. Ich war natürlich etwas ängstlich, weil mein Englisch noch nicht so perfekt war. Einer der großen Sinologie-Professoren, Denis Twitchett, lud mich damals des öfteren ein, für eine halbe Stunde mit ihm im Park spazieren zu gehen. Er erzählte mir alle möglichen Sachen und ich sagte immer »Yes, yes.«, obwohl ich eher wenig verstand. Das war ihm natürlich klar, doch ich glaube, auf seine Weise hat er mir die Sprache und das Fach Sinologie wirklich näher gebracht. Ich wurde besser, zumal wir beim Studium chinesische Texte ins Englische übersetzen mussten – wobei die Klassiker natürlich schon in englischer Übersetzung vorlagen. Ich saß also zu Hause und lernte gleichzeitig Chinesisch und Englisch. Nach dem Jahr sprach ich dann fließend Englisch.

Eine weitere Sache, die mir in England auffiel, war die Souveränität im Umgang mit der Wissenschaft. Wie schon in Heidelberg bemerkte ich, dass ich mich in London zwar als Lernender in dieser geistigen Welt bewegte, aber dennoch direkten Kontakt zu den Professoren hatte. Man sprach mit ihnen, man sprach mit den Dozenten, alle waren interessiert. Auch unter den Studenten gab es einen großen Zusammenhalt. Abends traf man sich im Pub, zudem spielte ich Fußball in einem Uni-Team. Es war eine sehr schöne Zeit. Ich wohnte in einem kleinen Hostel unweit des Britischen Museums, welches man kostenlos besuchen konnte. In den Mittagspausen ging ich oft dorthin, um mir die großen Sammlungen aus Ostasien anzuschauen.

### **Spielten denn auch Gegenwartsfragen während Ihrer sinologischen Ausbildung in Heidelberg eine Rolle?**

Da gibt es eigentlich zwei Aspekte: Zum einen belegte ich während des Studiums in Heidelberg auch Ethnologie, und zwar im Nebenfach. Damals lehrte W. E. Mühlmann am Institut für Soziologie und Ethnologie; er interessierte sich auch für europäische Gesellschaften, etwa in Sizilien. Er war ja durchaus eine umstrittene Figur und stammte aus einer Zeit, über die man damals zu sprechen begann. Das hatte eine Aktualität, die später sicher auch noch eine Rolle spielte.

Zum anderen lehrte Ernst Topitsch in Heidelberg. Ich ging zu ihm in die Sprechstunde, erklärte ihm, dass ich seit zwei oder drei Semestern Sinologie studiere und fragte, wie ich das noch ein wenig ausbauen könnte – vielleicht in den Bereichen Philosophie oder Soziologie. Er fand es toll, dass ich Sinologie im Hauptfach belegte und meinte, genau das bräuchte man jetzt. Er riet mir, zusätzlich Wirtschaft zu studieren. Wahrscheinlich hatte er aber übersehen, dass ich kein modernes Chinesisch lernte, sondern klassisches. Dennoch ging ich brav ins Alfred-Weber-Institut, wo unter anderem Professor Wagenfürth lehrte, und befasste mich ernsthaft mit Wirtschaft und Statistiken. In London wiederum setzte ich mich auch mit modernem Chinesisch auseinander, es gab dort Sprachlabore. Es dauerte ein wenig, sich einzuarbeiten, aber es war sehr hilfreich. Als ich nach Deutschland zurückkehrte, folgte ich Wolfgang Bauer, der 1966 nach München berufen worden war. Dank seiner charismatischen Persönlichkeit konnte er wieder eine Anzahl interessanter Studenten um sich scharen, denen er sowohl wissenschaftliche Inhalte als auch moderne Bezüge vermittelte. Er schrieb zum Beispiel Aufsätze über die Anarchie in China, über Mao Tse-tung und die Kommunistische Partei. Er war sehr offen und auch wir Studenten begannen uns politisch zu engagieren. Wir waren Tag und Nacht am Institut und konnten arbeiten, wann wir wollten. Es gab eine ganz bestimmte Atmosphäre, alle kannten sich, alle halfen einander – es waren circa dreißig Leute. Als jedoch ein Kommilitone verlangte, wir sollten die Werke von Marx und Engels auf Chinesisch kaufen und lesen, weigerte Bauer sich, und auch für mich war damit das Ende der Fahnenstange erreicht. Modernes Chinesisch zu lernen, hatte ohne Frage seine Berechtigung, aber Marx und Engels als Übersetzung zu lesen, war doch etwas übertrieben.

### **Es gab also unter Wolfgang Bauer eine Öffnung der Sinologie für moderne Sachverhalte?**

Ja, es veränderte sich peu à peu, die Politik der damaligen Zeit ging nicht spurlos an uns vorüber. Ein weiterer Punkt ist, dass ich bei Bauer meiner Dissertation begann, zu einem religionsgeschichtlichen Thema. Ich beschäftigte mich mit den Erdgottheiten im alten China. Im Nachhinein weiß ich nicht mehr, wie es dazu kam, aber Bauer und ich gerieten in

Interview vom 26.02.2011, durchgeführt in der Berliner Privatwohnung von Claudius Müller (Freigabe durch C. Müller am 29.06.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

einen zwischenmenschlichen Konflikt. Wir verstanden uns einfach nicht mehr. Ich habe vielleicht auch ein bisschen zu laut und heftig reagiert, worauf er wiederum reagierte. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich in München schon begonnen, bei László Vajda Ethnologie zu hören. Meine Bewunderung und Loyalität übertrug sich plötzlich auf Vajda, denn er konnte genau die Fragen beantworten, die bei Bauer offen blieben. Bauer war der weitläufige und prägnante Denker in Bezug auf die chinesische Geschichte, er hatte sich zudem mit Taoismus und Religionsgeschichte befasst. Das war für mich durchaus sehr wichtig, doch gab es nichts Greifbares – sondern nur lauter Texte, die man übersetzte und über die man vornehmlich „spekulierte“. Ich bin sehr dankbar über diese Ausbildung, weil ich mich mein Leben lang als „Philologe“ empfunden habe: Texte lesen, um Kulturen zu verstehen; zwischen den Zeilen suchen; Begriffsgeschichte. Doch dann kam Vajda, er brachte auf einmal einen Rahmen mit, der über China hinausging – das explodierte förmlich. Er war zudem jemand, der zahlreiche Studenten anzog, die aus den verschiedensten Bereichen kamen. Studenten etwa der Iranistik, der Archäologie, der Assyriologie, der Sinologie, Japanologie, Nordistik und Volkskunde hörten bei ihm. Wir merkten, dass wir auf eine Art zusammen gehören, denn wir alle befassten uns ja mit Kultur. Und da war für mich die Frage gelöst, welche Wissenschaft ich wähle.

### **In Heidelberg hatte sich diese Frage für Sie noch nicht geklärt?**

Nein. Mühlmann und Jettmar waren sicher bedeutende Wissenschaftler, aber sie blieben auf eine Art sehr fern. In ihren Veranstaltungen saß man immer wie ein Schüler, schrieb brav mit und versuchte irgendwie zu folgen. Vajda hingegen erklärte permanent, zeigte größere Zusammenhänge auf, und hatte dabei eine witzige Art. So nach dem Motto: Die Heiligen Drei Könige und Schamanismus, wie kommt das zusammen? An solch ungewöhnliche Verknüpfungen kann ich mich bei Mühlmann nicht erinnern. Bei Vajda wurde man zu Fragen geführt, bei denen man plötzlich merkte, dass es die eigenen waren.

### **Können Sie - bevor wir zu László Vajda kommen - kurz schildern, wie Sie als Student W. E. Mühlmann wahrgenommen haben?**

Daran kann ich mich kaum noch erinnern. Mir fällt jedoch ein, dass ich Ulla Johansen in Heidelberg kennen lernte. Sie war für mich vielleicht sogar wichtiger, weil sie früher am Museum gearbeitet hatte und zur Mongolei lehrte. Mit ihr lasen und interpretierten wir ethnologisch die europäischen Reiseberichte des Großen Mongolischen Reiches unter Dschingis Khan. Auch ging sie mit uns durch die Heidelberger Gärten, draußen im Neuenheimer Feld, wo wir alle miteinander plauderten und diskutierten. Das hatte eine sehr natürliche Atmosphäre, die ich bei Mühlmann oder Jettmar nicht erlebt hatte. Johansen bot Veranstaltungen an, die sich mit der Verbindung zwischen der Philologie und den Sprach- und Literaturwissenschaften auseinandersetzten. Das war eine wichtige Öffnung.

### **Auch Karl Jettmar hatte ja seinen regionalen Schwerpunkt in Zentralasien.**

Ja, er war auch toll, weil er selbst Reisen dorthin unternommen hatte. Vor Ort beschäftigte er sich mit Felsbildern und interpretierte sie, später hielt er Vorlesungen darüber. Allerdings war das auch ein bisschen trocken, manchmal konnte ich während seiner Ausführungen nur mit Mühe die Augen offen halten. Nach zwei Stunden in einem seiner Seminare, wo er meist Dias über archäologische Funde zeigte, war man ziemlich fertig. Vajda hat auch über archäologische Themen gesprochen, aber da ging es sofort um die großen Wanderungen, die verschiedenen Sprachfamilien und die so genannten Hochkulturen. Der Anfang meiner Faszination für ihn war jedoch sein Aufsatz über Schamanismus (»Zur phaseologischen Stellung des Schamanismus«, in: *Ural-Altäische Jahrbücher* 31, 1959, S. 456-485) und seine »Untersuchungen zur Geschichte der Hirtenkulturen«<sup>1</sup>. Wie wohl viele seiner Schüler las ich den Text sehr genau und kam vielfach darauf zurück. Er war es auch, der uns immer wieder sagte, dass wir uns nicht zwingend auf nur ein Fachgebiet reduzieren müssten, sondern - in der humanistischen Bildungstradition - verschiedene Dinge betrachten können. Er selbst hatte sich zum Beispiel sowohl mit der Völkerwanderung in Sibirien als auch mit Mesoamerika beschäftigt. Zudem war er ja eigentlich Afrikanist und hatte in Budapest als einer der Ersten am Museum für Völkerkunde gearbeitet und die erste Generation an Museumsethnologen, etwa Bodrogi, ausgebildet. Er selbst wurde von einem Gräzisten, Professor Karl Marót promoviert und kannte sich daher auch mit griechischen und lateinischen Klassikern aus, die er in Kontext zur europäischen Volkskunde setzte. Generell besaß er diese Offenheit zu allen Fragen und versuchte stets, den Horizont zu erweitern. Dafür fragte er nicht zuletzt seine Studenten, was uns das Gefühl gab, auch wichtig zu sein. Unser Wissen fand so Eingang in seine Vorlesungen und Publikationen.

### **Als Sie von London nach München kamen, wie war da Ihr erster Eindruck von der Atmosphäre am Völkerkundlichen Institut?**

---

<sup>1</sup> László Vajda, Untersuchungen zur Geschichte der Hirtenkulturen, Harrassowitz Verlag, Wiesbaden, 1968.

Ich kam ja zunächst 1967/68 zurück in die Sinologie in München, in der es mit Herbert Franke und Wolfgang Bauer zwei wirklich bedeutende Ordinarien gab. Sie hatten zwischen vierzig und fünfzig Studenten, vielleicht auch weil sie begannen, modernes Chinesisch zu unterrichten. Sie bereicherten unser Studium ungemein dank zweier Gastprofessoren - Wolfram Eberhard und Conrad Brandt -, die jeweils ein Jahr in München lehrten. Eberhard eröffnete mir den ethnologischen Blick auf die chinesische Kultur, Brandt war Mitautor des englischen Standardwerkes über den chinesischen Kommunismus und hatte mich privat auch nach Basel und Paris eingeladen. Beide waren - wie auch der Politologe Eric Voegelin - während des Krieges im Exil gewesen und ich spürte aus ihren Vorlesungen und persönlichen Berichten, wie sehr ihr Leben und ihre Forschungen dadurch geprägt waren. Dass dies nicht ohne Auswirkung auf unsere politische Einstellung blieb, liegt auf der Hand. In der eher ruhigen Ethnologie lehrte damals Hermann Baumann, von dem mir aber nur wenig in Erinnerung geblieben ist. Er war so ein distanzierter, erfahrener Wissenschaftler, der sich vornehmlich mit Afrika befasste. Daher gab es für mich nur wenige Anknüpfungspunkte. Auch Helmut Straube war regional auf Afrika spezialisiert, wobei er ein sehr lebendiger und zugänglicher Mann war. Bei ihm habe ich einige Veranstaltungen besucht, während Baumann am Institut kaum mehr zu sehen war. Zu Otto Zerries ging ich ebenfalls, auch weil ich das Gefühl hatte, man muss bei allen möglichen Personen zur Völkerkunde gehört haben. Viele, die das Fach studierten, sind ja im Laufe der Zeit einfach verloren gegangen, doch das merkt man erst im Nachhinein: Wir begannen als eine gemeinsame Gruppe von Studenten und am Ende ist nur eine Handvoll übrig.

### **Wer ist denn für Sie aus dieser Münchner Zeit geblieben?**

Hans-Joachim Paproth, fast ein Kommilitone und sehr anregend in meinen Interessensgebieten, fällt mir ein; er ist vor ein paar Jahren verstorben. Er hatte auch bei Vajda mitstudiert. Außerdem der ebenfalls schon verstorbene Kommilitone und Vajda-Schüler Ivan Kortt; auch Thomas Höllmann, ebenfalls Schüler von Vajda, Ethnologe und Sinologe und Professor an der Münchner Universität. Zudem sind jetzt einige meiner damaligen, eher jüngeren Kommilitonen als Kuratoren an Museen tätig, namentlich Bruno Richtsfeld, Wolfgang Stein und Eva Gerhards in Freiburg. Es sind vor allem Museumsleute, an die ich jetzt spontan denke. Matthias Laubscher hat ebenfalls in München studiert, er ist nur ein paar Jahre älter als ich. Ihnen allen fühle ich mich über eine lange gemeinsame Wegstrecke und fachlich vor allem hinsichtlich des prägenden Einflusses von László Vajda verbunden.

### **Wie die Sinologie von der Ethnologie bereichert wurde, sieht man ja sehr gut am Beispiel László Vajda – wie war es denn umgekehrt?**

Es ist schön, dass Sie diese Frage stellen, weil sie meines Erachtens beispielhaft für die Verbindung zwischen scheinbar unterschiedlichen Fächern ist. Natürlich betreiben beide Fächer Kulturgeschichte im weitesten Sinne, und was die Ethnologie von der Sinologie lernen konnte, ist das, was ich das „Philologische“ genannt habe: Texte zu lesen, nicht nur um des Lesens willen, sondern auch um zu verstehen, wie und was der andere spricht. Das wiederum muss in einen größeren historischen Zusammenhang gebracht werden. Vajda hat diesen wichtigen Punkt stets gefördert, er meinte immer, man müsse historisch denken. Die Idee von den Naturvölkern und ihrer Ahistorizität war damals glücklicherweise auch schon längst passé, aber es schwappte immer noch ein wenig aus früheren Zeiten in die Ethnologie rein und schuf somit eine qualitative Unterscheidung. Die historische Dimension konnte man jedoch anhand eines Faches wie der Sinologie sehr gut nachvollziehen, weil man da relativ lange Zeiträume betrachten und Veränderungen aufzeigen konnte. Die chinesische Kultur ist auch nicht in dieser Art und Weise geschlossen, wie es gern von oberflächlichen oder populären Wissenschaftlern dargestellt wird. China ist vielmehr - wie jede andere Kultur - durch Austausch geprägt, durch Nehmen und Geben, durch Wandel. Das kann man bei genauerer Beschäftigung sehr gut erkennen. Wenn die Ethnologen sich beispielsweise Südindien anschauen, fällt ihnen ebenfalls auf, wie vielschichtig die verschiedenen Kulturströmungen dort zur Wirkung kommen. Durch die Sinologie fällt es in Bezug auf China jedoch leichter, Zusammenhänge zu erkennen, da man geschriebene Texte vorliegen hat, anhand derer die Entwicklungen gut nachzuvollziehen sind. Ich habe die Ethnologie daher immer als eine Verbindung von Philologie und Geschichte verstanden. Dazu kommt natürlich das Interesse am Anderen, das ist klar. Das ist einem gegeben oder nicht gegeben, das kann man über ein Studium nicht mitkriegen.

**Die Erforschung der so genannten Hochkulturen hat sich in der Ethnologie ja nur sehr langsam und punktuell entwickelt. Vajda, der das stark vorantrieb, war in den sechziger und siebziger Jahren sicherlich eine Ausnahme. Hatte Ihre Beschäftigung mit diesen Fragen auch Auswirkungen darauf, wie Sie von Fachkollegen wahrgenommen wurden?**

Nun, ich war geradezu enttäuscht davon, dass ich von den Sinologen vielleicht nicht als Sinologe, aber doch als jemand aus der großen Familie der Kulturgeschichtler anerkannt wurde, während die Ethnologen mich offiziell kaum als Ethnologen ansahen. Das ist aber schwer zu verallgemeinern, sondern hängt von den jeweiligen Menschen ab. Ulla Johansen hat mich zum Beispiel immer als Ethnologen akzeptiert und es auch als Chance verstanden, dass ich aus der Sinologie komme. Anderen Personen, vor allem im musealen Bereich, war bekannt, dass ich im Völkerkunde-Museum arbeitete, nicht bei einem Institut an der Universität. Am Beispiel meiner Dissertation kann man das Desinteresse eines Teils der Ethnologen ablesen: Im Grunde hatte ich ein religionshistorisches Thema aus China ethnologisch bearbeitet und in der Publikationsreihe des Münchner Instituts für Völkerkunde und Afrikanistik veröffentlicht. Man druckt ja in der Regel ungefähr hundert Exemplare, wovon ich persönlich nur fünf erhielt. Nach über dreißig Jahren bekam ich dann einen Anruf aus dem Institut, um mir mitzuteilen, dass achtzig Exemplare meiner Dissertation dort aus dem Keller geholt und entsorgt werden müssten. Diese Episode ist sehr symbolisch und bringt die Ignoranz auf den Punkt; man konnte mit meiner Schrift offenbar nichts anfangen. So etwas schreckt natürlich ab. Ich war als Wissenschaftler wohl für die Vertreter beider Fächer schwer einzuordnen, wobei ich ausdrücklich betonen möchte, dass es unter den Sinologen sehr viele Personen gab, die mir wohlwollend und freundschaftlich gesinnt waren. Sie sind mir für meine Arbeit dankbar und kommen zu mir, wenn sie fachliche Fragen haben – etwa zu chinesischen Gottheiten, Kulturen im globalen Vergleich oder zur geographischen Verbreitung bestimmter kulturhistorischer Phänomene. Sie sind da offen. Hinzu kommt, dass sich die Ethnologie in den letzten Jahrzehnten gewandelt hat und jetzt andere Schwerpunkte setzt.

**Die kulturhistorische Schule der Ethnologie ist sicherlich in den Hintergrund getreten, während beispielsweise die Social Anthropology mit der Methodik der Teilnehmenden Beobachtung einflussreicher wurde – haben solche Entwicklungen auch Auswirkungen auf Ihre Position innerhalb des Faches?**

Für das Fach hat das sicher Auswirkungen, für meine Arbeit jedoch nicht. Durch meine Tätigkeit im Museum erhielt ich ja die Möglichkeit, all jene Aspekte zu realisieren, die sonst langsam den Bach runter gingen. Innerhalb des Faches habe ich mich zwar nie als Außenseiter gefühlt, doch ich glaube, ich wurde nur darum wahrgenommen, weil ich ein akzeptierter Museumsmensch war und zudem - gemeinsam mit Frau Johansen - zwölf Jahre lang die »Zeitschrift für Ethnologie« (ZfE) herausgegeben habe. Dieser Umstand lässt sich jedoch nicht durch meine Qualifikation erklären, sondern beruht auf zwei anderen Gründen: Zum einen aus der persönlichen Bekanntschaft zu Ulla Johansen, zum anderen vor allem aus der Tatsache, dass die ZfE von der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde und dem Berliner Museum für Völkerkunde, wo ich tätig war, gemeinsam herausgegeben wurde. Diese Co-Herausgeberschaft von DGV und Museum habe ich ebenfalls als eine Chance verstanden, den musealen Bereich stärker in die Publikationsebene einzubeziehen. Das ist in der Praxis jedoch kaum geschehen, noch immer wird der überwiegende Teil der Artikel von Universitätsethologen verfasst – die Völkerkunde als Museumsfach kommt nicht wirklich zu Wort. Das liegt im weitesten Sinne an den Museumsleuten selbst, weil wir uns in der Kommunikation und den Diskussionen auch weniger eingebracht haben. Die Mitarbeiter der Museen haben ihre festen Dienstzeiten und institutionellen Verpflichtungen, und können daher bei den Publikationen weniger in Erscheinung treten. Markus Schindlbeck - der mein Nachfolger wurde für die Herausgabe der ZfE - und ich haben jedoch ein bisschen rumprobiert, um das zu ändern. So haben wir zum Beispiel Anfang der neunziger Jahre in Berlin ein Symposium zu Museumsfragen organisiert, das dann auch in der ZfE publiziert wurde. Solche Impulse hätte es öfter geben müssen, doch aus verschiedenen - auch persönlichen - Gründen war irgendwann die Luft raus. Um jedoch auf die Wertschätzung durch Redaktionsmitglieder und Mitherausgeber zurück zu kommen: Diese habe ich sehr positiv erlebt, es gibt diesbezüglich keinerlei negative Erinnerungen.

**Wie würden Sie die zunehmende Auseinanderentwicklung von musealer und universitärer Ethnologie beschreiben? Was waren die Gründe dafür?**

Wir wissen, dass sich die Universitätsethnologie - ganz vereinfacht gesagt - aus der Museumsethnologie entwickelt hat. Lange Zeit herrschte eine Personalunion zwischen dem musealen Bereich und der Uni; vom Anfang bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts waren bekannte Ethnologen meist auch Museumsleute. Die Entwicklung an den Museen blieb bis in die sechziger Jahre relativ eng, man folgte einem traditionellen Muster: die Darstellung der Entwicklung von Kultur. Daraus resultiert für den Betrachter fast zwangsläufig eine hierarchische Bewertung, was nicht erst durch den Nationalsozialismus in Verruf geriet, sondern eigentlich schon seit Darwin. Bis heute gibt es noch Überbleibsel dieser Perspektive, wenn beispielsweise jemand erklärt, wir hätten hier zu diesem oder jenem Zeitpunkt schon die Eisenbahn gehabt, während man anderswo noch mit Speeren durch den Wald gelaufen sei, um Wildschweine zu töten. Ein solcher Standpunkt ist in der Wissenschaft und der Forschung natürlich fehl am Platz.

Im musealen Bereich befasst man sich ja vor allem mit der Präsentation von Objekten, was ich eigentlich immer als einen Vorteil angesehen habe: das Objekt spricht permanent. Die Wissenschaftler der US-amerikanischen Kulturgeschichte haben in den letzten zwanzig Jahren zwar immer wieder behauptet, die deutsche Tradition würde zu einem Hemmschuh, die hiesigen Völkerkundemuseen seien verstaubt. Ich will jetzt nicht die ganze Debatte noch einmal

auffrollen, doch uns auf das Erbe der Völkerschauen zu reduzieren, zeugt nicht gerade von einer guten Kenntnis der deutschen Museenlandschaft. Auch dem universitären Zweig des Faches haften ja die Probleme aus der Vergangenheit an, auch wenn man fast ausschließlich die Museen dafür verantwortlich macht. So entstanden auch die Gesprächslosigkeit und das Auseinanderdriften der beiden Bereiche – oder wurden zumindest verstärkt. Zum Teil habe ich es selbst erlebt, wie man an den Unis die Museen als zweite Wahl betrachtete, so nach dem Motto: Wenn man Wissenschaft machen will, dann an der Uni. Doch auch dort bleibt man irgendwann auf einem bestimmten Niveau stehen. Am Museum wurde in der Zwischenzeit versucht, neue Qualifikationen zu entwickeln. Das war jedoch nicht ganz leicht, denn sobald man eine Stelle antrat, gab es so viele Verpflichtungen und Aufgaben, dass man eben nicht mehr alle aktuellen Aufsätze lesen konnte, es sei denn zum eigenen Zuständigkeitsbereich. Durch die fehlende Verarbeitung der Literatur war auch die Teilnahme an den fachlichen Diskussionen nicht mehr so einfach, was sich wiederum bei den Sitzungen der DGV äußerte: Es wurde ein halber Tag für die Museen eingeplant, die restliche Zeit ging es um die Universitätsvölkerkundler, die die „eigentliche“ Wissenschaft betrieben. Es kamen einfach mehrere Faktoren zusammen, zum Nachteil der Museumsleute, die einerseits in eine gewisse Wehleidigkeit hineingerieten, andererseits das Gefühl hatten, es eh nicht zu schaffen. Doch wir wollten es schaffen, wollten gleichermaßen anerkannt werden. Es wurde oft vergessen, dass jeder der Kollegen am Museum in seiner Arbeit auch etwas entwickelt hatte, was für das Fach durchaus wichtig war. Wir waren fraglos in der Lage zu lernen oder dem Bürger von der Straße erklären zu können, was denn zum Beispiel der Islam sei, warum wir mit Messer und Gabel essen, welche Auswirkungen das auf die Küche hat und so weiter. Wir können alltäglich erscheinende Dinge in größere Zusammenhänge stellen, was meines Erachtens von großer Bedeutung ist. Damit kann auch der universitäre Teil der Ethnologie bereichert werden, wenn man dort offen genug dafür ist, diese Aspekte auch aufzunehmen. Es gibt ja eine ganze Reihe von Universitätsethnologen, die sich durchaus für die Sachkultur interessieren, auch weil sie im Feld gearbeitet haben und dabei mitbekamen, wie elementar das ist. Kultur besteht eben nicht nur aus irgendwelchen Statistiken. Museum und Universität sind da etwas auseinander geraten, zum Leidwesen beider Bereiche, die sich nicht mehr so wirklich aufeinander beziehen.

**Auch der universitäre Bereich des Faches nimmt ja durchaus eine Essentialisierung vor, etwa durch die Verschriftlichung. Folglich hat eben nicht nur der museale Bereich das Problem, einen Umgang mit der Prozessualität von Kultur finden zu müssen. Würden Sie sagen, dass den Museen da eine Art „Sündenbock-Funktion“ zugeschrieben wird?**

Da kann ich Sie nicht ganz nachvollziehen, doch ich sehe natürlich das positive Element des Sündenbocks – den braucht man wohl. Wir alle leben mehr oder minder eingestanden damit. Für die Museumsethnologen ist es nicht immer ganz einfach, nicht selten als „Zulieferer“ behandelt zu werden, noch dazu wenn man weiß, dass wir ja eigentlich alle aus dem gleichen Fach kommen. Dennoch wird einem manchmal von den Kollegen aus den Universitäten vorgeführt, wie einfach es doch sei, eine Ausstellung zu organisieren. Da gibt es schon einige, die sich diesbezüglich profilieren wollen und nicht wissen, dass die Qualifikation fürs Museum nicht nur darin besteht, ob man Objekte aufgrund einer bestimmten Fragestellung sinnvoll anordnen und ein Publikum ansprechen kann. Es geht ja auch um einen musealen Alltag, der stärker von der Normalität geprägt ist, als es in der Uni der Fall ist. Klar, dort gibt es auch Putzfrauen und Handwerker und Sekretärinnen, aber nicht in dieser Konstellation wie am Museum. Ich muss und will mit dem Handwerker gut auskommen, ich brauche ihn für die Ausstellung und kann über ihn auch einiges erfahren. Er ist dankbar, wenn er an der Ausstellung mitarbeiten kann, wenn er ein System entwickelt, wie zum Beispiel ein Depot am besten eingerichtet werden kann. Solche Aspekte gehen an jenen, die nur mal kurz in die Museumspraxis reinschnuppern, meist vorbei. Gleichzeitig begnügen sich die meisten Universitätsethnologen damit, ihren Studenten zu sagen, dass die Museen zwar wichtig, aber nicht notwendig seien – anstatt zu sagen, dass die Museen gerade für Studenten, aber auch für Dozenten relevant sind. Man sollte Praktika machen, man sollte inhaltlich gut arbeiten, man sollte sich Gedanken machen, sich austauschen und miteinander kommunizieren, auch von der Universität aus. Das wäre für die Wissenschaft hilfreich, gerade auch für unser Fach. Wenn man sich für Kulturgeschichte interessiert, auch unter soziologischer Perspektive, ist das wichtig. Man schreibt Aufsätze, man verfasst Monographien, aber die Öffentlichkeit hat auch ein Recht darauf zu erfahren, was an den Universitäten passiert und welche Bedeutung das hat. In der Presselandschaft gibt es - etwa im Unterschied zu Frankreich oder England - wenige Universitätsethnologen, die sich äußern, leider aber noch weniger Museumsethnologen. Darin sehe ich generell eine Herausforderung für unser Fach.

**Woran liegt es Ihrer Meinung nach, dass hierzulande im öffentlichen Diskurs die Kulturwissenschaftler, Soziologen und Politologen präsent sind, nicht aber die Ethnologen?**

Zum Teil liegt es im weitesten Sinne an der kulturellen Tradition Deutschlands. Auch in Frankreich gibt es ja die Kategorien Kultur, Bildung und Elite, doch dort kann sich jeder Ethnologe an eine breitere Öffentlichkeit wenden. Bei

uns ist es unter Wissenschaftlern ja ein bisschen verpönt, Inhalte so zu vermitteln, dass sie möglicherweise auch von den interessierten Menschen auf der Straße verstanden werden können – dann gilt es nicht mehr als Wissenschaft, sondern vielleicht noch als Zusatzverdienst. Doch die Fähigkeit, sich auch für eine größere Gemeinschaft auszudrücken, produziert auch die Flüssigkeit des Stils, des Sprechens, des Schreibens für eine größere Gemeinschaft. Die deutschen Professoren können sehr wohl gut schreiben; auch da fällt mir wieder Vajda ein, der eine exzellente Wissenschaftsprosa beherrschte. Das ist meines Erachtens ein wenig verloren gegangen, auch durch die Überforderung für die Universitäten. Die Museumsethnologen hätten durch die permanenten Führungen eigentlich das Potential dazu, in der Öffentlichkeit zu sprechen. Es ist ja ihre Aufgabe, auch Fragen des Publikums verständlich zu beantworten. Das lag mir persönlich auch immer sehr am Herzen. In den letzten zehn Jahren habe ich höchstens vier oder fünf Texte publiziert, doch habe ich vor allem viele Führungen gemacht und Vorträge gehalten. Für das Bayerische Fernsehen (BR alpha) konnte ich in den letzten Jahren eine 26-teilige Serie über »Den Religionen auf der Spur« machen. Ausgehend von jeweils einem Schlüsselobjekt zeigte ich die Vielfalt der Entwicklungen von Religionen und ihrer Verbindungen untereinander auf. Die Anerkennung interessierter Zuschauer war mehr als Lob für mich. All diese Wirkungsmöglichkeiten erschienen mir immer als eine Chance, auch als eine Art Verpflichtung der Gemeinschaft gegenüber, in der ich lebe: Ich hatte das Glück, studieren zu können, und zu studieren, was mich interessierte. Ich konnte mich bilden. Mein Wissen möchte ich nun weitergeben, nicht nur an die Studenten, sondern auch an eine große Öffentlichkeit.

**Was die mangelnde Präsenz der Fachleute in der Öffentlichkeit angeht: Da spielt sicherlich auch die zunehmende Ökonomisierung der Wissenschaftslandschaft eine Rolle. Es wird von Akademikern verlangt, mehr zu publizieren und stärker für die eigene Community zu schreiben.**

Ja sicher, und man läuft so auch Gefahr, allgemein verständliches Schreiben zu verlernen.

**Herr Müller, wo würden Sie Unterschiede zwischen Ihrer Form der Umsetzung museumsethnologischer Arbeit und denen Ihrer Vorgänger in München sehen?**

Die Zeit vor meiner Generation war sehr stark von einzelnen Persönlichkeiten geprägt, von gestandenen Wissenschaftlern, die sich im Unterschied zu uns oftmals lange im Feld aufgehalten hatten – wie beispielsweise Lucian Scherman (Südasien), Otto Zerries (Südamerika) oder Andreas Lommel (Australien). Viele Kollegen aus meiner Generation am Münchner Museum waren nie wirklich auf Feldforschung. Ich selbst war nur für drei Monate auf den Philippinen und habe mich dort mit der katholischen Mission unter spanischer Herrschaft beschäftigt. Die Tatsache, nicht im Feld gewesen zu sein, verändert natürlich die Position, die man sich selbst zuordnet. Man ist ein Ausführer, man hat etwas an der Uni gelernt und bringt das dann an den verschiedenen Museen zur Vervollkommnung. Meines Erachtens bleiben aber zu viele Kollegen nur an einem Museum; dieses „Wandern“ zwischen den Institutionen, wie es früher der Fall war, gibt es kaum mehr. Heutzutage kommt man an irgendeine Position, wird verbeamtet, und damit hat sich die Sache. Das kann viele Gründe haben. Man entwickelt dann so ein Gefühl, in diesem oder jenen Bereich zu Hause zu sein und seine Sammlung zu kennen – und das ist dann eben, was man macht. Ich will nicht sagen, dass auf diese Weise etwas verdorrt, aber es schleift sich doch eine Routine ein, die eigentlich nicht zum Guten in der Sache führt. Andererseits, je besser man eine Sammlung - oder wünschenswerter Weise mehrere Sammlungen - kennt, desto stärker fühlt man sich in seiner Arbeit gefordert. Die Ausstellungen sind ja jener Teil der Tätigkeit am Museum, der nach außen dringt, über den man sich profiliert, der am stärksten für sich selbst spricht. Demgegenüber gab es Leute wie Otto Zerries oder Andreas Lommel, die noch in einer Museumswelt lebten, welche von der Vorkriegszeit geprägt war. Es wurde materielle Kultur aus Regionen präsentiert, in denen man sich jeweils sehr gut auskannte. Wir hingegen waren wissenschaftlich erstklassig gebildet, wussten um die Theorien, hatten die entsprechende Literatur gelesen. Das eröffnete andere Ausdrucksmöglichkeiten, und darin sehe ich schon eine Veränderung – weg von der didaktisch trockenen Präsentation, hin zu Versuchen, sich lebendiger zu äußern. Bei aller Kritik, dass die Völkerkundemuseen verstaubt seien, wird andererseits nicht wahrgenommen, wo wirklich Veränderung stattfindet.

Für mich läuft es darauf hinaus, dass man sich mit neuen Fragestellungen auseinandersetzt: Es gibt jetzt zum Beispiel Ausstellungen zu den Slums von Nairobi oder den Flüchtlingen, die nach Europa kommen. Doch die Besucher sagen, dass sie das bereits aus dem Fernsehen kennen oder selbst schon auf Tahiti waren. Wozu braucht man dann noch solche Ausstellungen? Dabei gibt es wunderbare neue Fragestellungen, die von der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen werden. Warum ist das so? Zum einen glaube ich, dass es gut ist, wenn sich Sachen entwickeln, auch die Ausstellungspraxis. Im Nachhinein nehmen wir immer nur wahr, dass die frühere Art der Ausstellung dem entsprach, der sie machte und dem, der sie besuchte. Neue Möglichkeiten müssen angegangen werden, auch wenn es nicht flächendeckend vorangeht. Doch denken Sie beispielsweise an die neue, an thematischen Fragen orientierte Dauerausstellung in Köln (seit 2010), die ich für sehr gelungen halte, weil es da einen Sprung gibt. Das passiert hier und da, mal in München, mal in Bremen, in ein paar Jahren dann in Berlin; das ist eine Fortentwicklung, die sehr gut ist. Die

Interview vom 26.02.2011, durchgeführt in der Berliner Privatwohnung von Claudius Müller (Freigabe durch C. Müller am 29.06.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

Resonanz in der Öffentlichkeit ist für uns eher überschaubar, wir machen und tun und haben Ideen, und am Ende kommen die üblichen Besucher, für die wir ja auch dankbar sind: das Bildungsbürgertum und die Kinder und Jugendlichen, für die es ein eigenes Programm gibt. Die vorherrschende Meinungsschicht der zwanzig- bis vierzigjährigen Bürger geht - insofern sie sich für Kultur interessiert - dann doch eher in die etablierten Gemäldesammlungen oder in Straßenfegerausstellungen vom Typus »Chinesische Terrakotta-Armee«, »Gold der Azteken« oder »Mumien Zentralasiens«. Solche Themen können sich Völkerkundemuseen finanziell nur hin und wieder leisten, sie behalten aber dennoch ein treues Publikum, dem sie auch kleinere, doch inhaltlich anspruchsvolle Ausstellungen aus eigenen Beständen zeigen.

### **Welche Ihrer Ausstellungen würden Sie denn rückblickend als gelungen bezeichnen – und warum?**

Ausstellungen zu machen ist immer eine Teamarbeit, die von der Putzfrau bis zum Direktor reicht. Für mich sind es im Nachhinein drei Ausstellungen, die ich als sehr gelungen bezeichnen würde: Eine sehr frühe Ausstellung über Tibet mit dem Titel »Der Weg zum Dach der Welt«, die 1984/85 in München zu sehen war. Da bin ich mit einer ungeheuren Offenheit rangegangen, ich sagte mir: »Ich arbeite im Museum und weiß, wenn ich nur will, dann geht alles.« In diesem Fall hieß das, die vielen Facetten der tibetischen Kultur als Ganzes darzustellen – nicht nur den Nomadismus oder den Ackerbau oder den Buddhismus, sondern die Gesamtheit. Das kam wirklich sehr gut an, selbst der Dalai Lama war zu Besuch. Es wurden beispielsweise auch die Vogelwelt und die nur wenigen bekannte Archäologie Tibets vorgestellt, sowohl in den Räumen als auch im Katalog. Eine solch umfassende Ausstellung könnte und würde man heute nicht mehr machen. Damals war das aber total neu, und auch jetzt schwärmen Kollegen noch davon und beziehen sich darauf. Das war also wirklich gut und erhielt unglaublich viel positive Resonanz, was mich auch sehr befriedigt hat.

Eine andere gelungene Ausstellung, die ich 1988/89 in Berlin machte, war zu China. Sie hieß »Wege der Götter und Menschen«. Ich versuchte natürlich, Sinologie und Ethnologie miteinander zu verbinden und wollte zeigen, dass man die Sinologie mit dem ethnologischen Wissen auch ein bisschen - im positiven Sinne - aushebeln kann und so kulturelle Veränderungen sichtbar werden. Die Sinologen sehen in China meist nur die drei „Religionen“ Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus; das wollte ich ebenfalls etwas aufbrechen und zeigte, dass es darum geht, dass sie alle teilhaben an einer „vierten“, nämlich der Volksreligion. Es spielen verschiedene Elemente zusammen, etwa Ahnenkult des Konfuzianismus, Unsterblichkeitssuche des Taoismus, buddhistische Opfertraditionen, die synkretistisch ineinander übergehen und sich verändern. Schließlich erkennt man, dass genaue Zuordnungen nur relativ sind und es um die lebendige Erfahrung von Religion geht. Mir war es wichtig, zu vermitteln, wie und wo welche Aspekte gelebt, gezeigt und ausgeführt werden – und nicht Pseudo-Definitionen zu geben. Das wurde auch für mich persönlich - insgesamt war ich ja sechzehn Jahre in Dahlem - der Beweis, dass mir an diesem Beispiel die gegenseitige Befruchtung von Sinologie und Ethnologie geglückt ist.

Die dritte Ausstellung war 2003 in München, als ich schon Direktor des Museums für Völkerkunde war. Dort bemühte ich mich - neben anderen Dingen - auch um Ausstellungen, wie beispielsweise zu den Ainu Japans. Dabei ging es mir darum, Aspekte zu verdeutlichen, die ich in der Ethnologie unter Vajdas Anleitung immer als sehr wichtig empfunden hatte: kulturelle Kontakte und Veränderungen. Unter welchen Bedingungen verändert sich beispielsweise ein japanisches Gewand bei den Ainu – wird es nun als Prestigeobjekt wahrgenommen? In der deutschen Tradition des 19. Jahrhunderts wurden die Ainu ja immer als eine der primitivsten und ursprünglichsten Gruppen beschrieben, doch ich wollte darstellen, dass sie durchaus Kontakte zum Festland, zu China und Japan und Sibirien hatten und sich wechselseitig mit diesen Kulturen veränderten. So entstanden natürlich völlig neue Durchdringungen, denn Kultur, auch die deutsche, ist ja - wenn man es etwas lapidar ausdrücken möchte - ein Mischmasch aus vielen Einflüssen.

**Ihre Beispiele zeigen mir, dass es Ihnen neben einer holistischen Darstellung der Alltagskultur vor allem um das Sichtbarmachen des gegenseitigen Austauschs von Gesellschaften und den Kulturvergleich ging. Wenn diese Punkte zusammengeführt werden, scheint es eine geglückte Ausstellung zu sein.**

Ja, und so etwas ist vor allem am Museum möglich. An der Universität braucht man dafür jemanden, der die großen Theorien mit der Alltagspraxis der Lehre und der (Feld-)Forschung zusammenbringen kann, wie es wenigen, wie etwa Lévi-Strauss, geglückt ist.

**Herr Müller, ich würde gern zeitlich noch einmal ein ganzes Stück zurückgehen: Wie war es für Sie, als Sie das erste Mal nach China reisten, angeregt durch Ihren Vater und Professor Bauer?**

In den sechziger Jahren kam man wegen der Kulturrevolution eh nicht in das Land rein, in den siebziger Jahren hatte ich persönlich andere Sachen im Kopf und promovierte erst 1978. Schließlich reiste ich 1985 zum ersten Mal nach China, und zwar als Reiseleiter, denn irgendwie musste ich mir ja mein Geld verdienen. Es war eine interessante Auseinandersetzung mit einem Land, mit dem ich mich innerlich sehr wohl fühlte und demgegenüber ich - wie viele

Interview vom 26.02.2011, durchgeführt in der Berliner Privatwohnung von Claudius Müller (Freigabe durch C. Müller am 29.06.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

andere Personen - Sympathien hegte, auch wenn ich mich mit der politischen Entwicklung lange Zeit nicht identifizierte. Nun erlebte ich selbst die Ausläufer der Zeit unter Mao Tse-tung. Es gab eine Art Servilität gegenüber dem wirtschaftlich erfolgreichen Westen, zugleich hatte man seine traditionelle chinesische Identität aus den Augen verloren. Die Jahrzehnte unter Mao waren auf einmal vorbei und weg, allerdings formierte sich auch noch nichts Neues. Es herrschte eine gewisse Unsicherheit, bevor dann der Westen als Erfolgsmodell kam. Plötzlich standen da zwanzig Leute mit einem eigenen Reiseleiter, der Chinesisch sprach und obendrein noch Korrekturen zu den klassischen chinesischen Texten vorbrachte. Da schaute man mich natürlich groß an, weil die einheimischen Leute nur wenig in der klassischen chinesischen Literatur gebildet waren. So würde ich mich natürlich nie wieder verhalten, doch das waren so kleine Erlebnisse.

Zuvor war ich 1982/83 eigentlich mit viel größerer Begeisterung in den Philippinen unterwegs gewesen und fand dort neben den spanisch-katholischen Einflüssen auch eine traditionelle vorspanische Kultur vor, die noch lebendig war. Da bedauerte ich es fast, kein „richtiger“ Ethnologe zu sein, der Feldforschung betreibt, an der Universität lehrt und die Philippinen zum Ausgangspunkt seiner Studien macht. Dieses Land und seine kulturelle Vielfalt haben mich wirklich sehr fasziniert, das muss ich ehrlich sagen. Doch es ist auch so gut gegangen, sogar sehr gut, und ich bin dankbar. Es ist zu ergänzen, dass mir die Gunst des Schicksals 1996 die Gelegenheit bot, die Ausstellung »Die Schätze der San Diego« über eine 1600 vor Manila versenkte spanische Galeone von Paris nach Berlin zu holen: Es war Verwirklichung eines lang gehegten museumsethnologischen „Traums“: Verschiedene Kulturtraditionen, symbiotisch miteinander verbunden anhand einer Vielzahl von Gegenständen zum „Sprechen“ zu bringen.

**Abschließend würde ich gern wissen, wie Sie die Entwicklung des Faches, das sie ja über Jahrzehnte miterlebt haben, charakterisieren würden. Was sind darüber hinaus die heutigen Fragestellungen der Ethnologie? Und hat sie eine gesellschaftspolitische Relevanz?**

Das Fach ist ja nicht in dem Sinne definierbar, dass man einfach sagt: »Ich erzähle jetzt mal was über die Völkerkunde.« Das würde auf der Straße niemanden interessieren. Wenn man aber beispielsweise von den Indianern im Amazonasgebiet berichtet, dann werden die Leute hellhörig. Man kann die Völkerkunde auch im Museum nicht bloß als Völkerkunde ausstellen, sondern muss thematisch arbeiten. Insofern ist das Fach Völkerkunde - oder Ethnologie - scheinbar fast nicht existent. Die Reihen von Definitionen, die irgendwer raussuchen kann, bringen uns nicht weiter, doch ist die Ethnologie eine grundlegende Basisdisziplin der Geisteswissenschaften, die meines Erachtens viel zu wenig berücksichtigt wird. Dabei birgt sie eine ungeheure Fruchtbarkeit für andere Geisteswissenschaften, wie etwa die Kunstgeschichte oder die Soziologie, die Judaistik oder die Indologie. All diese Fächer sollten nicht in der Isolierung verharren, sondern dieses übergreifende Fundament bekommen. So würde ersichtlich, dass eine Vielzahl von Verbindungen, von kulturellen Parallelen, von gegenseitigen Beeinflussungen und Abwehrmethoden existieren. Ich denke, dass die Ethnologie da eine sehr wichtige Aufgabe hat. Und natürlich ist die Soziologie etwas, wo man das Gefühl hat, man könne ja auch gleich Soziologe werden – aber es geht eben auch umgekehrt. Man sollte den Anspruch auf ein umfassendes inhaltliches Verständnis nicht aufgeben, denn selbst wenn man sich nur mit einem bestimmten Punkt beschäftigt, fällt auf, dass es ungeheuer viele kulturelle Auswirkungen gibt. Ich will jetzt nicht auf die Kulturkonstanten hinaus, das ginge zu weit. Aber für den Mann von der Straße stellt sich schon die Frage, ob und warum etwas gleich oder nicht gleich ist in verschiedenen Kulturen, ob es eine direkte Beeinflussung gibt oder eben nicht. Dazu kann die Ethnologie sehr viel sagen. Das ist jetzt vielleicht die Ansicht eines Museumsmenschen, doch ich glaube einen wichtigen Aspekt unseres Faches anzusprechen, der abhandeln zu kommen droht: die kulturelle Vergleichbarkeit, die kulturelle Übersicht, das allgemeine kulturelle Verständnis – natürlich über Europa hinaus. Ein solches Kulturverständnis würde ja auch im Alltag helfen und zum Beispiel all diese Diskussionen über das Fremde und die Immigranten klarer machen. Solche Auseinandersetzungen sind sicher notwendig, aber man sollte mit der Perspektive schauen: Wie war die deutsche Kultur vor fünfhundert Jahren, wie war sie vor zehn oder zwanzig Jahren, und nicht vergessen, dass man in einer, zwei Generationen auch auf uns zurückblicken wird. Alles ist ja ineinander übergegangen, und das Befruchtende sollte man weiterführen. Die Ethnologie kann dazu sehr viele historische Beispiele liefern.